



Ethisch bedeutsame Früchte des Christentums haben die Aufklärung geprägt. Messbuch in der Pfarrkirche Cristo Risorto in Lugano. ALESSANDRO DINI/KEystone

Ist das Christentum entbehrlich geworden?

Hat die Aufklärung das Christentum schlicht abgelöst? Oder hat sie unter Abscheidung des metaphysischen Kerns des Christentums dessen «Werte» usurpiert? Gastkommentar von Martin Grichting

Während des Corona-Lockdown hat der Staat das Christentum, das dieses Land mitbegründete und während Jahrhunderten prägte, unter die nicht systemrelevanten Bereiche des gesellschaftlichen Lebens subsumiert. Die Partei, die das K und später das C zur Grundlage ihrer Politik erklärt hat (die CVP), erkennt im Christentum mittlerweile nur noch einen Hemmschuh bei der Gewinnung von Marktanteilen.

Das Christentum wird in der staatlichen Schule unter dem Titel «Religionskunde» als gleich gültig neben andere Religionen gestellt und damit im Ergebnis für gleichgültig erklärt. Die Beispiele liessen sich vermehren. Sie vermitteln den Eindruck, dass die christliche Religion ihre Schuldigkeit getan hat und gehen kann.

Unveräusserliche Würde

Ob der christliche Glaube für eine Gesellschaft von Freien und Gleichen wirklich entbehrlich ist, wird sich jetzt zeigen. Ist der Mensch ein von Natur freies Wesen? Hat er unbestrittenemassen eine unveräusserliche Würde? Bewahrt ihn eine nicht entziehbare Freiheit des Gewissens unfehlbar davor, diesseitige Gottheiten völkischer, despotischer oder technokratischer Natur anbeten zu müssen?

Eine gängige Weltdeutung scheint es zu glauben. Zweifel sind aber angebracht. So werden heute Denkmäler von Sklavenhändlern gestürzt. Deren Verhalten war verwerflich. Ungeschehen machen kann man es freilich nicht, nur lernen könnte man daraus. Gerade das tun die zeitgenössischen Ikonoklasten jedoch nicht. Sonst würden sie gegen die Sklaverei 2.0, die Leihmuttertschaft, rebellieren. Gegenstand eines Leihmuttervertrages ist ja nichts anderes als die Lieferung eines Kindes gegen die Bezahlung einer vereinbarten Summe.

In aufgeklärten Gesellschaften hat damit zum ersten Mal ein Mensch einen Preis. Die Würde des Menschen, Mann einer Frau bzw. Frau eines Mannes zu sein und in diesem natürlichen Rahmen eigenen Kindern das Leben zu schenken, wird heute auch durch die Samspende und die Leihmuttertschaft unterminiert. Denn diese Praktiken sind anfänglich polygam bzw. polyandrisch.

Nach der Verabschiedung des Christentums wird die «Ehe für alle» in solch menschenunwürdige Konstellationen münden. Bei Muslimen wird Polygamie bereits heute von westlichen Staaten toleriert.

Was derzeit abläuft, hat der Theologe Romano Guardini, noch unter dem Eindruck des «Dritten Reichs», beschrieben. Er vertrat die These, die unveräusserliche Personenwürde, die individuelle Freiheit oder die Grundrechte der Person seien zwar an sich natürlich, mit dem Menschsein gebundene Werte.

Sie könnten aber erst unter dem Einfluss des Christentums, das den Menschen als Geschöpf Gottes achtet, wirksam werden. Es sei deshalb die Unredlichkeit der Neuzeit gewesen, sich die ethisch und politisch bedeutsamen Früchte des Christentums anzueignen, jedoch deren Garanten, den christlichen Glauben, wegzunehmen. Und er prophezeite, dass diese «Nutzniessungen» aufhören wür-

Denkmäler von Sklavenhändlern werden gestürzt. Deren Verhalten war verwerflich. Ungeschehen machen kann man es nicht, nur lernen könnte man daraus.

den. Denn die Bejahung und die Pflege von Werten, die dem christlichen Glauben entliehen seien, überdauern nur eine Weile dessen Verlöschen und gingen dann allmählich verloren.

Die Wut auf das Unzerstörte

Angesichts der derzeitigen Distanzierung zahlloser Individuen und ganzer Gesellschaften vom christlichen Glauben, wie sie exemplarisch im Zwilling-Kanton Zürich deutlich wird, wo Reformierte und Katholiken nächstes Jahr zusammengezählt unter die 50-Prozent-Marke fallen werden, wird sich noch einmal die Frage stellen, was Aufklärung bedeutet: Hat sie das Christentum schlicht abgelöst? Ist sie bloss eine neue Erscheinungsform einer wandlungsfähigen Religion gewesen? Oder hat die Aufklärung eben im Ergebnis unter Abscheidung des metaphysischen Kerns des Christentums dessen «Werte» usurpiert, die sie nun immer weniger zu bewahren und weiterzugeben vermag?

Die Frage ist zu vielschichtig, um kurz und eindeutig beantwortet werden zu können. Klar ist jedenfalls, dass bedeutende Denker, die am Anfang der Aufklärung standen, die christliche Religion weder als Gegensatz zu diesem zu leistenden Werk noch als obsolet betrachtet haben. Zu erinnern ist etwa an Montesquieu, der im «Geist der Gesetze» schrieb: «Wie bewundernswert: Die christliche Religion ergibt sich der Begriff unserer Unabhängigkeit oder, wenn dieser Gedanke uns nicht möglich ist, der Gedanke an Aufrührer.»

Und angesichts des zeitgenössischen Mobs, der keine weltanschaulichen Ziele mehr zu verfolgen scheint, sondern nur noch die Wut auf das Unzerstörte zelebriert, muss man Montesquieus Weitsicht bewundern: «Aus dem Gedanken der Nichtexistenz Gottes ergibt sich der Begriff unserer Unabhängigkeit oder, wenn dieser Gedanke uns nicht möglich ist, der Gedanke an Aufrührer.»

Martin Grichting ist Generalvikar des Bistums Chur.

Vor Jahren besuchte ich eine Lesung von Anita Lasker-Wallfisch, einer Überlebenden des Holocaust. Als Cellistin wurde sie ins Mädchenorchester von Auschwitz aufgenommen. Das Cello hat sie gerettet. Anita erzählte – von der Angst, den Leichen, von den Liedern und den Birken, die selbst inmitten des Todes jeden Frühling zu blühen begannen. Seitdem ich selbst Auschwitz besucht habe, kann ich nicht Birken sehen, ohne Angst und Trauer zu empfinden.

Und dann sagte sie den einen Satz, der mein Denken bis heute wie ein Lied in Moll durchdringt: «Die Gaskammer ist nicht der Holocaust, der Holocaust endete dort.»

Denn für Anita begann der Holocaust lange vor Auschwitz, vor den Deportationen und den gelben Sternen, lange bevor man Frauen den Kopf kahlrasierte und sie von ihren Männern nicht mehr erkannt wurden. Er begann in einem Klassenzimmer, einem vermeintlich sicheren, einem aufgeklärten, gerechten, humanistischen Ort also und nicht unter den Birken im Todeslager. Er begann auf der Grundschule, vor der Wandtafel, als ein Mitschüler zum anderen sagte, er solle dem Juden nicht den Schwamm geben. Ein Wortaus-tausch unter Kindern markiert für Anita den Beginn eines Völkermords – und dies, lange bevor sie für ihre Mörder Cello spielte.

Rassismus ist kein Endprodukt. Rassismus beginnt am Anfang und nicht am Ende. George Floyds Tod ist nicht Rassismus. Er ist die Manifestation von dem, was davor war: ein langer Weg von Benachteiligungen, von Diskriminierung, von Schmerz. George Floyds Tod begann, lange bevor er getötet wurde. Rassismus beginnt im Kleinen, diffus, fast wort- und strukturlos in Nebensätzen und nicht immer nur am Stammtisch. Er beginnt auch in der S-Bahn, in Lehrerzimmern, in Restaurants der Trendquartiere, auf Hochzeitsfesten, an Universitäten und Kulturveranstaltungen. Und er beginnt am Familienfest, an dem wir die missbilli-

Rassismus oder: Wenn Birken blühen

Wir sind bestürzt über rassistische Gewalt. Rassismus aber beginnt immer viel früher, im Kleinen – oft diffus und nur in Nebensätzen. Gastkommentar von Laura Saia

gende Äusserung unserer Tante über «Jugoslawen, Portugiesen, Juden, Chinesen, Muslime, Albaner und Schwarze überhören, ignorieren, nicht erst nehmen, nur, damit man in Harmonie weiter gesellig zusammen sein kann. Statt zu fragen, wie sie, die Tante, die Äusserung gemeint habe, schöpft man ihr lieber noch etwas Kartoffelsalat. Sie hat niemanden umgebracht, niemanden verletzt. Vielleicht deshalb, weil sie niemanden, der sich hätte betroffen fühlen können, auch eingeladen hätte.

Rassismus beginnt in der Verharmlosung von schwierigen Lebensentwürfen, die uns fern sind: Leben in Flüchtlingslagern, Leben in engen Wohn-

verhältnissen, in der Fremde, Leben, wo nichts mehr ist, wie es in der Kindheit war und alles schmerzlich erinnert werden muss.

Rassismus beginnt dort, wo wir nur über statt mit den Menschen reden. Der Albaner könnte so viel mehr sein als nur «der Albaner»: ein liebevoller Vater, ein Querdenker, ein Geschichtenerzähler, ein Koch im Altersheim, ein Freund der klassischen Musik, ein Dickkopf, einer, der sich Sorgen macht um seine Mutter in Kosovo, die ausser dem Mohblumenfeld vor dem Haus niemanden mehr hat.

Rassismus beginnt auch dort, wo wir von jemandem flüchten, der einst tatsächlich geflüchtet

ist, weil wir eben lieber nicht in Winterthur Töss, Bern Bethlehem oder Zürich Schwamendingen leben wollen, sondern lieber in Zollikon oder Hallau, und dies mit schönen Reibbergen begründen. Am Afro-Pfingsten-Festival in Winterthur wird das Fremde gefeiert, im Alltag haben wir dann aber Mühe damit und wundern uns, dass der Somalier nicht nur ein Somalier ist, sondern auch ein Mensch mit Smartphone.

Rassismus beginnt dort, wo man türkischen und dominikanischen SchülerInnen und Schüler gewisse Leistungen nicht zutraut, weil sie keine Wanderschuhe besitzen, weil sie kein Birchermüesli essen, weil sich in ihre Aufsätze Fallfehler einschleichen, die das muttersprachliche Gehör nicht erträgt, obwohl Yanick und Céline genauso viele strukturelle Fehler beim Schreiben machen. Mehrsprachigkeit gilt als hochgelobtes Bildungsgut – einfach nicht für die Kinder der Eingewanderten.

Ich schreibe hier vielleicht als eine, die zur privilegiertesten Ausländergruppe der Schweiz gehört: zu den Italienerinnen. Uns mag man inzwischen. Wir wohnen nicht mehr in Baracken und müssen unsere Kinder nicht mehr im Kleiderschrank verstecken. Wir dürfen bleiben, auch dann, wenn die neunmonatige Arbeitssaison vorbei ist. Auf dem Trottoir nehmen wir nicht mehr zu viel Platz ein, und statt wegen James Schwarzenbach auf gepackten Koffern zu sitzen, sitzen wir nun auch in Anwaltskanzleien, Chefetagen und an Lehrerpulten. 1950 waren wir Sau-Tschinggen, 2020 sind wir gute Freunde. Ich möchte nicht zur Ausländergruppe erster Klasse gehören. Denn er wird oft vergessen, der Schmerz, durch den wir einst gingen.

Rassismus ist nichts, was passiert, sondern etwas, das ist. Selbst in strahlendem Frühlingssicht stehend, werden mich Birken daran erinnern. George Floyds Tod ist nicht Rassismus. Er endet dort.

Laura Saia ist Sekundarlehrerin in Winterthur.